

Kirchliches Amtsblatt

der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs

Jahrgang 1960

Ausgegeben Schwerin, Freitag, den 22. Juli 1960

Inhalt:

Predigtmeditationen

10. Sonntag nach Trinitatis: Apostelgesch. 13, 42—52

ApG. 13, 42—52 ist (wenn Haenchen u. a. recht haben) kein Dokumentarbericht über die Vorgänge bei der christlichen Mission im pisidischen Antiochien, sondern eine literarische Schöpfung des Lukas, mit der er Gottes heilsgeschichtliches Handeln in der apostolischen Missionsituation bezeugen will. In Einzelheiten mag Lukas dabei historische Traditionen verwenden, doch geht es ihm im wesentlichen um die Gestaltung einer typischen Erzählung, die die Erfahrungen dieser apostolischen Missionszeit in theologischer Deutung zum Ausdruck bringt. Fragen: Wie konnte „fast die ganze Stadt“ in der Synagoge Platz finden (V. 44) oder wie konnten die Bewohner der Stadt im Verlauf einer Woche so von Paulus beeindruckt sein, daß sie alle zu seiner Predigt kommen? u. a. sind daher der Intention des Lukas gegenüber nicht sachgemäß.

Die entscheidenden Erfahrungen der apostolischen Missionstätigkeit waren einerseits das geradezu wie ein Wunder empfundene Gläubigwerden von Heiden an die Christuspredigt und andererseits die Ablehnung dieser Predigt sowie die aktive Bedrängnis der apostolischen Prediger durch die Juden. Diese Erfahrungen finden auch in unserer Perikope ihren erzählerischen Ausdruck. Zu ihrer theologischen Interpretation durch Lukas wird man die Rede des Paulus im pisidischen Antiochien in den Versen 17—41 heranziehen müssen. Nach dieser ist der auferstandene Jesus Christus der Erfüller der Väterverheißungen. Das begründet theologisch die Tatsache, daß sich die Apostel bei ihrer Missionstätigkeit zuerst an die Juden in ihren Synagogen wenden. Ihnen „muß zuerst das Wort Gottes gesagt werden“. Aber sie kann sich nicht ausschließlich an die Juden richten, denn mit der Erfüllung der Väterverheißung in Christus wird Sündenvergebung, unabhängig vom mosaischen Gesetz, durch Glauben an den verkündeten Christus zuteil (V. 38). Das bedingt das neue, besondere Werk Gottes, von dem Paulus andeutend und geheimnisvoll unter Verwendung von Hab. 1, 5 spricht, nämlich, daß auch den Heiden Christus gepredigt wird und diese zum Glauben an Christus kommen. So erzählt Lukas auch in unserer Perikope, daß, nachdem Paulus zuerst nur den Juden gepredigt hat, fast die ganze Stadt mit den Juden zur Predigt des Paulus zusammenkommt (V. 44). Unter dem Evangelium von der Sündenvergebung in Christus fallen, heilsgeschichtlich gesehen, die Schranken, die bisher Heiden und Juden voneinander getrennt haben. Indessen diese neue heilsgeschichtliche Situation birgt in sich die Möglichkeit, daß die Juden sie nicht anerkennen und verfehlen. Dementsprechend warnte Paulus die Juden vor einer möglichen Verachtung der neuen heilsgeschichtlichen Situation (V. 40 f). Gerade aber diese Möglichkeit wird durch die Christuspredigt

auch an die Heiden Wirklichkeit. So erzählt es daher auch Lukas für die apostolische Missionstätigkeit im pisidischen Antiochien. Die Juden wollen nicht wahrhaben, daß unter der Sündenvergebung durch Christus die Schranken zwischen Heiden und Juden fallen. Der „zeelos“, von dem die Juden angesichts der Massenversammlung der Heiden mit den Juden voll werden, ist nicht nur als „Konkurrenzneid der Juden gegen die Apostel“ zu verstehen (so Haenchen), sondern, wie auch V. 45 b deutlich macht, als der eifernde Widerspruch gegen die Christusbotschaft, durch die die ans Gesetz gebundene jüdische Exklusivität hinfällig wird. Diese Reaktion der Juden, der von Gott Erwählten, bringt indes die Apostel nicht zum Abbruch ihrer Missionstätigkeit, sie begründet vielmehr, daß die Apostel sich nunmehr nach Gottes Willen den Heiden zuwenden. Die Juden schließen sich durch ihre Ablehnung von dem in Christus erschienenen Heil aus, aber es kann deswegen nach Gottes Willen (Jes. 49, 6) nicht den Heiden vorenthalten werden, denn auch Heiden gehören zu den von Gott Erwählten. Daher die Freude und das Gottlob der Heiden und das Erstehen heidenchristlicher Gemeinden (V. 48 f). Der „zeelos“ der Juden begnügt sich aber nicht nur mit der Abweisung der Christusbotschaft und der mit ihr gegebenen heilsgeschichtlichen Situation, er geht sogar aktiv zur Verfolgung der Apostel über. So erzählt Lukas, wie im pisidischen Antiochien die Apostel durch die Vermittlung einflußreicher „gottesfürchtiger“ Frauen bei den leitenden Männern der Stadt von den Juden verdächtigt, verfolgt und aus der Stadt gewiesen werden. Indes konnte durch solche Verfolgung durch die Juden weder die Missionstätigkeit der Apostel noch die Festigkeit und Freude der Gemeinden ins Wanken gebracht werden (V. 57 f).

Welche Verkündigung an die christliche Gemeinde heute birgt diese theologische Deutung der apostolischen Missionszeit? Die Situation der christlichen Gemeinde heute ist in vielem sehr anders als die Situation der apostolischen oder nachapostolischen Missionszeit. Wir haben eine 2000jährige Geschichte des Christentums hinter uns. Die Frage christlicher Glaube und Judentum hat daher für uns auch nicht mehr diese bedrängende Gewalt, die sie in diesen Anfangszeiten der christlichen Kirche hatte, wenn sie deswegen auch heute noch keineswegs erledigt ist. Dennoch beansprucht dieser Text auch heute noch in entscheidenden Aussagen das Gehör der Gemeinde:

1. Gott ist ein Gott, der mitten im Ablauf der Weltgeschichte seine Heilsgeschichte geschehen läßt. Daß wir glauben und daß Gott noch immer sein Evangelium ausrichten läßt und Menschenherzen zum Glauben bringt, ist und bleibt schlechthin das Wunder Gottes in der Welt, über das wir nicht genug froh sein und Gott loben können. An dem

Wirken dieses Wunders hindert Gott auch nicht der Ungehorsam seiner Freunde. Selbst in Drangsal vermag er sein Wort nur umso wirksamer zu machen.

2. Mit Christus hat ein Aon angefangen, in dem es unter der Sündenvergebung in Christo keine trennenden Schranken mehr zwischen Rassen, Völkern und Menschen gibt. Alle sind in gleicher Weise auf Gottes Gnade in Christo angewiesen und werden in dieser Gnade eine Christenheit. Das reißt uns Christen aus einem billigen Christ-Nichtchristendenken heraus. Weder ein christlicher Antisemitismus noch ein christliches Antiantichristentum noch ein Herabblicken auf Neulinge im Glauben darf in der Christenheit Raum haben. Alle Aufsplitterung der Christenheit in einander widerstreitende Kirchen ist bei aller Würdigung des sich darin bekundenden Wahrheitsringens daher doch auch Ungehorsam gegen Gottes Heil.

3. Wir werden uns davor zu hüten haben, daß wir in traditionellem Christentum sicher werden und auf unseren darin gegebenen angeblichen Heilsbesitz vertrauen, aber darüber den immer wieder neuen Anruf des Evangeliums versäumen und verachten wie einst die Juden in der apostolischen Missionszeit.

Die Besinnung auf den liturgischen Charakter des Sonntags, an dem unsere Perikope zu predigen ist, läßt uns noch ein Besonderes aus dem Text hören. Am 10. Sonntag n. Trin. wird herkömmlicherweise der Zerstörung Jerusalems und damit des geheimnisvollen Schicksals des alten Gottesvolkes in der Kirche gedacht. Die Juden sind und bleiben die Erstlinge der göttlichen Erwählung. Ihre Ablehnung der Christuspredigt führte aber dazu, daß die Christenheit im wesentlichen eine nichtjüdische Christenheit wurde und ist und daß wir nicht gemeinsam mit ihnen einen lebendigen Gott anbeten. Das ist für die Christenheit nicht ein Grund der Ablehnung des Judentums, sondern des Schmerzes, aus dem heraus sie die Hoffnung nicht fahren läßt, daß Gott auch einmal diese Trennung aufheben wird. Das Anliegen der Predigt könnte man etwa folgendermaßen zusammenfassen:

Gott wirkt mitten in der Weltgeschichte das Wunder des Glaubens.

1. Davon läßt er sich weder durch Ungehorsam der Seinen noch durch Bedrängnis seines Wortes abbringen.
2. In solchem Glauben schafft er die eine Christenheit auf Erden.
3. Gottes lebendiges Glaubenswirken mahnt uns, nicht in falsche fromme Sicherheit zu fallen.

Karl Brinkel, Eisenach

11. Sonntag nach Trinitatis: Römer 9, 30 b—33

Nachdem Paulus das Evangelium von Christus als die Rettung für alle Menschen entfaltet hat, geht er in Kap. 9—11 auf die Frage ein, ob die Gotteskraft der Christusbotschaft nicht durch das Fernbleiben des ausgewählten Volkes widerlegt wird. Für Paulus und die Judenchristen damals hat diese Frage sehr viel mehr Gewicht gehabt, als man ihr heute beizumessen pflegt. Ihre Bedeutung wird erst dem Theologen aufgehen, der sie heilsgeschichtlich durchdenkt. Freilich geht es Paulus nicht um die Klärung einer aktuellen theologischen Frage, sondern er will auch in diesen Kap. den Stolz treffen des natürlichen Menschen gegenüber Gott (Luther; „superbia“), und zwar beider Vertreter der römischen Gemeinde: des Israeliten nach dem Fleisch, also des Juden, wie auch des Heidenchristen, dem, wie ja auch die spätere Kirchengeschichte lehrt, ein parvenuhafter Dünkel gegenüber dem Judentum zur Gefahr geworden ist. Beide, Jude und Heide stehen unter Gottes Zorn und Gnade, und nun ist danach gefragt, worin die Schuld liegt im Verhalten des jüdischen Volkes gegenüber Gott.

Mit dem Wort „Gerechtigkeit“ nimmt Paulus DAS heilige Wort des Judentums auf und benutzt es gerade GEGEN die Gesetzesauffassung des Judentums. Bengel: „Judaei magis legem quam justitiam spectabant.“ Für den Juden sind die Werke des Gesetzes das Mittel, womit er die eigne Gerechtigkeit begründet. Gerade damit verfällt er aber dem überheblichen Streben des sündigen Menschen nach Selbstgerechtigkeit und geht an der Gerechtigkeit Gottes vorbei, die in Kreuz und Auferstehung Christi offenbart worden ist. Nicht das Selbsttun des Menschen kann Gemeinschaft mit Gott begründen, sondern Gott hat in Freiheit von sich aus Gemeinschaft mit der Menschheit begründet durch Christus. Gottes Gerechtigkeit ist die Einheit von Gericht und Gnade, in die der Mensch hineingegenommen wird. Sie ist also noch mehr als Vergabung: „Die helfende, heilspendende, zum Ziele kommende Tätigkeit Gottes als radikaler Rettung“ (Schrenk in Kittels Theol. W. B. II/208). Durch den Glauben wird der Einzelne in dies Geschehen hineingezogen, wobei der Glaube eben keine psychische Kraft bezeichnet, sondern das personale Lebensverhältnis zu Christus. So beruht das Gottesverhältnis nicht mehr auf dem Menschen und seiner Leistung, sondern auf Christus. Das „sola gratia“ bestimmt als das große Thema des Römerbriefes auch hier den Gedankengang des Apostels. Nicht Ungehorsam im üblichen Sinn ist die Sünde der Juden, sondern ihre Verkennung des gekreuzigten Messias. Weil sie ihren Blick auf ein falsches Ziel richten, nämlich die Selbstrechtfertigung, das Sichbehaupten vor Gott, kommen sie am wahren Ziel zu Fall, der Rechtfertigung durch Gott in Christus. Aller sonst löblicher Eifer kann nicht helfen angesichts der furchtbaren Schuld der Selbstbehauptung des frommen und sittlich ernsten Menschen vor Gottes Gerechtigkeit.

Die Gerichtsdrohung Jes. 8, 14 verbindet Paulus mit der Gnadenverheißung Jes. 28, 16. Der „Stein des Anstoßes“ ist wohl ein Stichwort des urchristlichen Dogmas, dessen Ursprung auf Jesus selbst zurückgeht. Die Zitate schließen sich enger dem H. T. an, doch hat das Wort aus Jes. 28, 16 mit LXX das die messianische Auslegung bezeugende „ep' autoo“ gemeinsam. Angesichts des Unglaubens zeigt der Eckstein Christus seine unüberwindbare Größe. Wer sich an Christus ärgert, verfehlt das ewige Heil. Am Glauben entscheidet sich Heils- und Unheilswirkung. Aber dem Glauben ist die Verheißung gegeben, daß er „werde nicht zuschanden werden“. Term. techn. für das Gericht Gottes. „pisteuein epi“ c. Dat. nur noch Römer 10, 11 u. 1. Petr. 2, 6 als Bezeichnung desjenigen, dem Glaube gilt. „Hinter solcher Art der Kombination steht die ganze Hoffnung des Paulus für seine jüdischen Brüder“ (Cullmann in Kittels Theol. W. B. VI/97).

Die Predigt beachte die Übereinstimmung der Intention dieses Textes mit den Lesungen des Sonntags. Das Fernbleiben des oft moralisch korrekten Leistungsmenschen, der heute noch genauso gesetzlich denkt, macht auch unserer Kirche Not und wird der Gemeinde zur Anfechtung. Christus bleibt der Eckstein, an dem der alte Adam zu Fall kommt, ganz gleich, ob er theonom denkt und lebt oder autonom. Auch eine Frömmigkeit, die das Wort „Gnade“ im Munde führt, kann gerade damit zur Selbstbehauptung vor Gott pervertieren. Das „Gott recht geben“ umgreift unsere ganze Existenz. Gericht und Gnade Gottes lassen sich nicht so aufteilen, daß die Gläubigen als beati possidentes der Gnade sich von den Ungläubigen einfach distanzieren könnten. Es gibt nur eine Haltung vor Gott, die Verheißung hat: dankbar die in Christus geschenkte Möglichkeit der Umkehr durch „tägliche Reue und Buße“ wahrzunehmen: „Gott sei MIR Sünder gnädig!“ Gnade will zur Buße führen. Eine von der Tatsache des Unglaubens angefochtene Gemeinde darf aber gerade darum die Hoffnung festhalten auf den endlichen Sieg der Gnade Gottes durch den „Christus für uns“, denn Gottes Gerichte dienen seiner Barmherzigkeit.

Wolfgang Stempel, Meißen

Zum Text:

Es geht in diesem (gut erhaltenen) Text um die wunderbare Umwandlung des verblendeteten und verstockten Volkes Israel. Gott ist mit diesem Volk „auf wunderlichste und seltsamste“ umgegangen (V. 9 ff). Er hat es mit Blindheit geschlagen (V. 14). Aber er hat die Freiheit, (wie der Töpfer über den Ton, den er formt V. 16) eine einmal verhängte Verblendung auch wieder aufzuheben und eine neue Stunde des Glaubens anbrechen zu lassen. Davon spricht dieser Text. Gott wird eine Zeit der Erweckung schenken, die niemand für möglich gehalten hätte. Die Weltmächte (Libanon) sollen erniedrigt und das Niedere (Feld), nämlich Israel, soll erhöht werden (V. 17).

Diese Umwandlung soll an „jenem Tage“ geschehen, auf den die Propheten oft hingedeutet haben. Unser Text erwartet die kommende Heilszeit als ganz nahe. **V. 18:** Taube, die jetzt kein Gehör haben für die „Worte des Buches“ (29, 11. 2. Kor. 3, 14 f), werden dann rechte Hörer des Wortes sein. Freie Blicke Blindgewesener dringen dann durch die bisherige Umnachtung. **V. 19:** „Elende und Arme“ (nicht sozial, sondern im Sinne der Psalmen = die „Frommen“ und von Matth. 5, 3 her zu verstehen) sind die Erben der gewandelten Zukunft. Ihnen wird zunehmende, sich immer steigende Freude in Gott zuteil. **V. 20:** bezieht sich auf damalige Nöte und setzt wohl Erfahrungen der Makkabäerzeit voraus. Tyrannei und Verachtung Gottes gehen miteinander: jeder Tyrann verachtet Gott, und seine Werkzeuge spotten Gottes. schoqeda aven = die auf Unheil bedacht sind. **V. 21:** machati'e (von chata) hier: jem. als schuldig hinstellen, zum Verbrecher stempeln. bedabar = in einer Rechtssache (nicht Luther: durch Predigen). Die Rechtspflege ist nicht mehr zuverlässig (vgl. 1. Kön. 21, 13). Leute aus Gottes eignem Volk bringen andere vors Gericht (Tor). Aber Denunziantentum und Gesinnungslumperei, Rechtsbruch und Bestechung, Gewalt und Lüge, die jetzt ihr Unwesen treiben, werden „aus sein“. **V. 22:** feierlicher Spruch Gottes. Der Gott, der Abraham aus seiner heidnischen Umwelt herausführte, wird auch dessen Nachkommen (Haus Jakob) aus der unheilvollen Umgebung herausretten. Gottes Volk wird nicht mehr zuschanden. **V. 23:** Ein neues Volk Gottes, das den Namen Gottes heiligt (vgl. 1. Bitte des Vaterunsers) und ihn fürchtet (vgl. 1. Gebot), wird an die Stelle der Verführer und Verfolger treten. **V. 24:** Aus Irrtum, Irrlehre und Schwärmerei wird Einsicht, Erkenntnis und Scharfblick für die Wirklichkeit Gottes, der Welt und des eigenen Herzens werden.

Zur Meditation:

1. Evang. des 12. p. Trin. ist die Heilung des Taubstummen (Mk. 7, 31 ff). Unsere Perikope erwähnt „Taube“. Nicht nur in Israel, auch in der „Kirche des Wortes“ gibt es Taube und Blinde. Sie sind unvermögend zum Erkennen geistlicher Wirklichkeiten, haben keinen Zugang zur Bibel („Worte des Buches“), keine Antenne für Gottes Anrede. Die „Klarheit Gottes“ (Epistel 2. Kor. 3, 9) ist ihnen verborgen. Denn die Ohren sind verhärtet, die Herzen verstockt (Jes. 6, 9 f). Man will nicht mehr hören, darum kann man nicht mehr. Das ist die Hölle der Gottesferne. Und ist das Verhältnis der Menschen zu Gott gestört, dann muß auch das Verhalten untereinander Schaden leiden. Menschen werden gezwungen zu tun, was sie nicht tun wollen, und zu erdulden, was sie kaum ertragen können. Da herrscht brutale Gewalt (V. 20: Tyrannen), da sind Spötter, denen nichts mehr heilig ist, Verführer (V. 21), die sich nicht scheuen, das Recht („die Gerechten“) zu vergewaltigen, Gewissenlose (V. 21), die durch Lügen andere zum Unrecht verleiten.

Diese Diagnose des Textes ist tief beunruhigend. Der heillose Zustand der Welt hat hier seine Ursache. Blind und taub sein für Gott ist die Wurzel aller Not. Auch die „Frommen“ und wir Prediger selbst sind davon nicht ausgenommen. Wären wir doch offen für Gott (Joh. 11, 40)! Wer spricht das lösende Hephata? 2. Die Verheißungen des Textes werden uns zur entscheidenden Hilfe. Denn Gottes Schöpferkraft selbst

wird eingreifen. Die große Wendung kommt, die Heilszeit, in der Gott seine großen Taten tun will (V. 23). „Jener Tag“ (V. 18) ist mit Jesus Christus schon angebrochen. Der heilige Geist (nicht wir!) kann verschlossene Ohren wieder (oder erstmalig!) öffnen, die Decke von Augen und Herzen wegreißen (vgl. Epist.), so daß wir voll Staunen erfahren: So also redet (und handelt!) der Herr auch an uns (V. 22)!

3. Gottes Handeln ist lebenschaaffend. Die Verstockung (verdiente Folge der hartnäckigen Verachtung Gottes) ist nicht endgültig. Es steht uns nicht zu, ein Volk oder eine (scheinbar tote!) Gemeinde für Gottes Wirken verloren zu geben. Er kann und will Erweckungen schenken! Seine wunderbare Umwandlung beginnt damit, daß er Vergebung zuspricht und die Beschämung abnimmt (V. 22), vgl. Wochenlied EKG 188: „die Gnad tut er nicht sparen“. Das Wunder geschieht, wo wir aufhören, unser Ich in die Mitte zu stellen und anfangen, in der Heiligung des Namens Gottes (V. 23) zu leben („wenn wir ihn kindlich fürchten rein“, 188, 3).

4. Gott wird diese Welt erneuern. Der eine Taubstumme des Ev. ist Hoffnungszeichen für alle anderen, Hinweis auf das Heil der Vollendung. Auch heute (unter Wort und Sakrament) können solche „Zeichen“ sichtbar werden. Im Gottesdienst der Gemeinde fangen Taube an, das Wort wirklich zu vernehmen und die Stimme Jesu zu hören. Manchem Blinden („irrigen Geist“ V. 24) wird das Licht und geistliche Erkenntnis (neue!) geschenkt. „Den Schwachen ist er hold“ 188, 2. In der Gemeinde finden schon Arme und Eelende, Traurige und Bedrückte zur Freude in dem „Heiligen Israels“ (V. 19) inmitten ihrer Bedrängnis. Und sie werden frei von Zwang und Herrschaft übereinander und dafür bereit zum Dienst mit- und füreinander (nachgehende, einholende Seelsorge!)

Noch ist viel Dunkelheit und Verblendung bei uns. Aber Gott selbst macht uns gewiß, daß er die Welt erneuern wird. Veni, creator spiritus!

5. Gott behält das letzte Wort. Noch seufzt die oft so bedrängte Gemeinde unter der Not des Unrechts und der Lüge (V. 20). Aber an jenem Tag (der nun gewiß auch folgt!) hört alle Gewaltherrschaft auf. Denn Gottes Herrschaft wird offenbar werden über die ganze Erde. In seinem Bereich herrscht Gerechtigkeit („sein herrlich Recht und sein Gericht“ 188, 2). „Tyrannen“ (Werkzeuge des Teufels) macht er zunichte. Die Kirche unter dem Kreuz braucht die böse Gewalt nicht mehr allzu ernst zu nehmen. „Denn die Verfolger der Gemeinde haben zu allen Zeiten die Kraft des verfolgten Glaubens — nein: die Allmacht des geschmähten Gottes unterschätzt“ (G. Voigt, Der helle Morgenstern). Christus ist Sieger, und er wird Sieger bleiben!

6. Gott wird sein Volk retten. Die neue Gemeinde wird geheilt sein von der Blind-Taubheit, geheiligt zur Verherrlichung seines Namens und erfüllt von ewigem Leben und immerwährender Freude in Gott. Gottes Schöpferkraft, die Gewalt über alle Herzen hat, kann mehr tun, als wir denken. Wir trauen ihm zu: er wird herrlich vollführen, was er versprochen hat!

Karl-Heinz Eger, Seiffen

13. Sonntag nach Trinitatis: Apg. 6, 1—7

Das Evangelium vom Barmherzigen Samariter ist wohl bestimmend gewesen für die Wahl dieses Textes; zur Epistel besteht eine Beziehung nur insofern, als wir das Gesetz, das „hinzugekommen“ ist, ebenso einschätzen wie etwa das „Ein-Mann-System“ oder eine andere junge Tradition, die das echte Leben der Gemeinde hindert.

Zum Text:

Den Prediger interessiert die Frage nach der historischen Unmittelbarkeit des vorliegen Berichts über die Wahl und Berufung der sieben Männer weniger als die Kommentare, die sich darüber einig sind, daß Lukas die damaligen Vorgänge nicht mehr so genau

gekannt haben wird und daß sein Bericht gewisse Unstimmigkeiten aufweist. Wir haben jedenfalls in dieser Geschichte das erste Zeugnis der Ausgliederung des Amtes vor uns. Die Handlungsweise der Apostel und der Gemeinde hat die Übung der Amtsübertragung in der alten Christenheit bestimmt. Wir haben zu fragen, ob sich aus der Art, wie damals die auftauchenden Schwierigkeiten behoben worden sind, Erkenntnisse herleiten lassen, die auch für uns gültig sind.

Die Jerusalemer Gemeinde lebte bekanntlich (siehe Kap. 2, 42 ff.) in einer Gemeinschaft, die Himmlisches und Irdisches, Wortverkündung und leibliche Versorgung umfaßte. Die Apostel hatten den Dienst am Wort noch nicht von dem Dienst an den Tischen geschieden. Das wird nach unserem Text anders, als Unzuträglichkeiten auftreten. Nicht daß es an Geld gefehlt hätte, aber die Liebesarbeit war dadurch erschwert, daß man von Anfang an zwei Sprachen in der Gemeinde hatte: Die Hellenisten, aus den westlichen Ländern nach Jerusalem eingewandert, sprachen nur griechisch; die Hebräer, die aus Palästina oder dem inneren Orient stammten, sprachen lieber oder nur aramäisch. Diese bildeten mit den Aposteln die Mehrheit. Unvermeidlich entsteht durch die verschiedene Muttersprache auch eine gewisse Scheidung. Es läßt sich denken, daß sich die nur griechisch redenden Christen weniger an den Versammlungen beteiligten, in denen das Aramäische vorgeherrscht haben mag, und daß sie daher den der anderen Gruppe angehörenden Aposteln weniger bekannt waren. Infolgedessen konnte es vorkommen, daß die hellenistischen Witwen bei der täglichen Versorgung zuweilen übersehen wurden und Not litten. Damit aber hatte die Liebesarbeit der ganzen Gemeinde versagt. Es mag nicht absichtlich geschehen sein, daß man an ihnen vorbeisah (v. 1 paratheorein). Es war aber passiert, und die Empörung der betroffenen Gruppe war verständlicherweise groß. Die Weisung Jesu (Wochenspruch) war vergessen, der innere Friede und die brüderliche Gemeinschaft empfindlich verletzt.

Wie immer bei solchen Schwierigkeiten liegt die eigentliche Ursache des Zwistes weit tiefer. Mag man ihn anderwärts für etwas Unvermeidliches ansehen, da, wo viel Köpfe, auch viel Sinne sind — die Apostel jedenfalls sind der Meinung, daß man den Ursachen des Unfriedens nachgehen und die Mißstände beseitigen muß. Wir erfahren hier, daß die Apostel bisher die Aufsicht über alles, auch das Wirtschaftliche, hatten, wie ihnen denn auch die Spenden (vgl. Kap. 4, 35 und 5, 2) zu Füßen gelegt wurden. Nun haben sie den Eindruck gewonnen, daß ihr eigentlicher Auftrag, die Wortverkündung und das Gebet, über ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit zu kurz kommt. Bezeichnenderweise suchen sie Abhilfe nicht durch das Versprechen, der Armenpflege künftig eifriger nachgehen zu wollen; vielmehr sollen Männer den Aposteln zur Seite treten, die ihnen abnehmen, was ihnen irgend abgenommen werden kann. Ein Bedürfnis (v. 3 chreia) gibt den Anlaß zu einer ersten „Ausgliederung“ des Amtes, das bisher einzig in der Apostel Händen lag. Man beachte: die Apostel ergreifen die Initiative, aber sie handeln nicht ohne die Mitwirkung der Gemeinde, die die sieben geeigneten Männer zu wählen hat. Diese werden hernach den Aposteln vorgestellt und unter Gebet und Handauflegung zu ihrem neuen Amte ordiniert. Sie tragen griechische Namen, einige von ihnen waren bestimmt Hellenisten. Alle aber dürften beide Sprachen beherrscht haben, um in allen Häusern der Gemeinde verkehren zu können. An Stephanus und Philippus sehen wir später, daß sie neben der Versorgung der Witwen auch missionarisch tätig waren. Offenbar waren sie nicht zum engeren diakonischen Dienst berufen; möglich ist auch, daß Umstände eintraten, wodurch die strenge Arbeitsteilung nicht durchzuhalten war und die geistlichen Aufgaben das Übergewicht bekamen, eine Entwicklung, wie wir sie in der Gegenwart erleben. Im Anfang aber stärkte die Einrichtung der Armenpfleger die Missionskraft der Gemeinde (v. 7).

Das Wort „diakonos“ suchen wir vergeblich als Amtsbezeichnung. Es ist auch nicht von dem Diakon die Rede, der später dem Bischof nachgeordnet war. Vielmehr werden die Ausdrücke „diakonia tou logou“ (v. 4)

und „diakonein trapezais“ (v. 2) gebraucht. Demnach ist „diakonia“ der Oberbegriff. Er gliedert sich in den Dienst am Wort und den Dienst der Liebe. (Nebenbei bemerkt, ist das Amt der Kirche späterhin in der gleichen Art wie hier ausgegliedert und weitergegeben worden: hier ist aus einem Baufehler des Ganzen eine berechnete Unzufriedenheit entstanden; ihr abzuhelpen, machen die Leiter der Gemeinde einen Vorschlag; die Gemeinde beschließt und erwählt die geeigneten Männer; diesen werden dann von eben jenen leitenden Männern ordiniert und bestätigt.)

Diese erste Ausgliederung des Amtes, hervorgerufen von der Notwendigkeit, einem praktischen Bedürfnis zu genügen, ebenso wie von der Erkenntnis, daß die Gemeinde von Gebet und Verkündigung lebt (v. 4) und nicht davon lassen kann, ohne schweren Schaden zu nehmen, dürfte es sein, die wir zu predigen haben. Der Träger des geistlichen Amtes, ob Pfarrer oder Superintendent oder Bischof, muß — um alles! — davor bewahrt werden, über der Verwaltung, über Hilfswerk, Diakonie und allen möglichen anderen Dingen seinen vornehmsten Dienst zu vernachlässigen, das Gebet, die Vorbereitung der Predigt und die Seelsorge. An dem Beispiel dieser biblischen Geschichte könnte der Gemeinde aufgehen und wichtig werden, wie sehr ihr eigenes Leben davon abhängt, daß dem Pfarrer abgenommen werde, was ihm irgend abgenommen werden kann. Es ist nicht gut, daß einer alles allein mache.

Wolfgang Thieme, Zittau

14. Sonntag nach Trinitatis: Hebr. 13, 1—9b

Michel sieht in seinem bekannten und viel benutzten Kommentar zum Hebräerbrief in den Versen 1—6 eine vielleicht aus katechetischer Tradition entsprungene Sammlung von Spruchgruppen, die die Mahnung zur Dankbarkeit, die der Vers Cap. 12, 28 ausspricht, entfalten. — Man wird den Vers 12, 28 in Abweichung von Luther mit „laßt uns dankbar sein“ übersetzen müssen. — Vers 7 bis 9 dagegen gehören zu einem neuen bis Cap. 13, 17 gehenden Zusammenhang, der von der Absage an jüdische oder synkretistische Opfermahlzeiten handelt, die die Lebenssicherheit zu vermitteln versprechen und durch Jesu Selbstopfer (13, 12 f.) längst ihre Bedeutung verloren haben. Die Dankbarkeit der Gemeinde, die ein „unerschütterliches Königtum“ empfangen hat (12, 28), bedeutet aber zuerst Bruderliebe und Gastfreundschaft. Beides sind Aufgaben, die die Apostel immer wieder ihren Gemeinden eingeprägt haben (Röm. 12, 10; 1. Thess. 4, 9; 2. Petr. 1, 7). Nicht ohne Grund wird unter den Voraussetzungen, die ein Episkopos erfüllen muß, 1. Tim. 3, 2; Titus 1, 8 die Gastfreundschaft genannt. Im Hintergrund steht die Erinnerung an Matth. 10, 40 ff, wonach im Boten der Herr selbst einkehrt. Solch eine Gastfreundschaft trägt deshalb ihren heilsgeschichtlich begründeten Lohn in sich, wobei an 1. Mose Cap. 18 und 19 zu denken ist. Es wird auch zu beachten sein, worauf bereits Christostomos aufmerksam gemacht hat, daß die Gastfreundschaft „bleiben“, festgehalten werden soll, also als ein bereits vorhandenes, durch den Herrn selbst gestiftetes Gut angesehen wird.

Die Dankbarkeit der Gemeinde ist sodann Teilnahme am Schicksal der Gefangenen. Offenbar ist, wie bereits 10, 32 ff. andeutete, eine erste Verfolgungswelle über die Gemeinde hinweggegangen. Dabei ist „Gedenken“ nicht nur ein geistiger Akt, sondern wie Gottes Gedenken im AT „ein wirksames und schaffendes Ereignis“ (Theol. Wörterbuch Bd. IV, 678) ist, so umfaßt das Gedenken auch hier die persönliche Fürsorge. Im Hintergrund steht die paulinische Vorstellung von der Gemeinde als einem Leibe (1. Cor. 12, 26), ohne daß man allerdings den Hinweis in Vers 3 „als die ihr auch noch im Leibe lebet“ mit Calvin auf die Kirche als den Leib des Herrn beziehen muß. Hier wird wohl nur gemeint sein, daß sie gleicher Gefährdung ausgesetzt sind wie die, die um ihres Glaubens willen gefangen sind. Die dritte Realisierung der Dankbarkeit ist die Reinheit der Ehe, eine Mahnung, die nicht nur in der Urgemeinde immer wieder ihren

Platz hat. Wenn man mit Luther das en pasin maskulinisch (bei allen) versteht, so mag darin eine Abweisung aller sowohl im Judentum wie im Griechentum immer wieder begegnenden Versuche liegen, dem Mann gegenüber der Frau eine größere Freiheit im Geschlechtsleben zuzubilligen. Das Evangelium bringt zwar keine neue Sozialordnung, aber es stellt Mann und Frau in die gleiche Verantwortung vor Gottes Gebot (1. Cor. 7, 4).

Endlich erweist sich die Dankbarkeit in der Freiheit von der Gier nach irdischem Besitz. Auch hier sind die Beziehungen zu 1. Tim. 3, 3; 6, 8; Titus 1, 7 oder zur Apostellehre 15, 1 deutlich. Die Mahnung zur Selbstgenügsamkeit begegnet genau so in den Mahnungen der stoischen Wanderprediger, nur daß sie dort mit der Bedürfnislosigkeit des wahren Weisen, hier aber mit der Gewißheit der Fürsorge Gottes begründet wird, wie sie das doppelte Schriftzitat aus 5. Mose 31, 6 und Psalm 118, 6 ausspricht. Der Hebr.-Brief liebt auch sonst (10, 30) die Zusammenstellung von Schriftzitäten aus dem Gesetz und den Psalmen und folgt darin offenbar jüdischer Lehrtradition. Vielleicht liegt auch eine Art von gottesdienstlichem Responsorium vor, in dem göttliche Zusage und antwortendes Bekenntnis der Gemeinde entsprechen.

Alles, was aber der Gemeinde gegeben und aufgegeben ist, findet seine Bestärkung durch den Blick auf die Väter des Glaubens (v. 7) und seine Begründung im Bekenntnis zu der Umwandelbarkeit des Herrn (v. 8). Darum ist sie gegen die Verwirrung durch fremde Lehren gefeit. Denn sie hat in der Gnade Gottes die innere Festigkeit gewonnen (v. 9). Wie sich die „Vorsteher“ — Luther sagt Lehrer — zu den sonst genannten Presbytern und Episkopen verhalten, mag offen bleiben. Sie sind jedenfalls die Vertreter der ersten, bereits verstorbenen Generation, die als Boten der Kirchen gründenden Predigt der Gemeinde vor Augen stehen und Vorbilder ihres Glaubens sind. Ob bei dem Wort „Ende“ an Märtyrertod gedacht ist, ist bei der Gesamtsituation des Briefes (12, 4) wohl nicht anzunehmen. Es kann durchaus ihre treue Glaubensbewahrung bis zum Tode gemeint sein. Bei der Exegese des Verses 8 ist es umstritten, ob es sich um eine dreigliedrige (so Luther), oder um eine zweigliedrige Formel (Jesus Christus, gestern und heute derselbe, wird auch in Ewigkeit bleiben) handelt. Gemeint ist aber in jedem Fall die Hoheit Jesu über Zeit und Geschichte, wobei die Bekenntnisaussage in Anlehnung an 2. Mose 3, 14 f formuliert sein mag (s. auch Offenbarung 1, 4, 8). Derselbe Herr, der in geschichtlicher Leibhaftigkeit sich gestern offenbarte, ist heute als der Herr in seiner Gemeinde gegenwärtig und bleibt als solcher bis in die Ewigkeit. Deshalb braucht sich die Gemeinde durch mancherlei aufkommende fremde Lehren nicht verwirren zu lassen. Sie hat in ihrem Herrn ihren festen definitiven Grund, der ihren Bestand garantiert, und braucht diesen nicht in eigenen Heiligungsleistungen — daran ist wohl bei den Speisen gedacht, die in Vers 9 c genannt werden, mag man diese Worte im Sinne asketischer Enthaltung (Römer 14, 1 ff.) oder bedenkenloser Teilnahme an fremden Opfermahlzeiten (1. Cor. 8—10) verstehen — zu beschaffen. Eine Predigt, die die Vielfalt der Mahnungen unter einer gemeinsamen Leitlinie zu sammeln sucht, wird diese vielleicht in Anlehnung an Cap. 12, 28 in dem Gedanken: der wohlgefällige Gottesdienst finden. Weil die Gemeinde zu ihm durch ihren Herrn ermächtigt ist, deshalb blickt sie zurück auf die Väter ihres Glaubens. Ihr Erbe und Vorbild hat stärkende und bewahrende Macht in den gegenwärtigen Anfechtungen und Gefahren. Deshalb lebt sie in der Gegenwart ihres Herrn. Sie übt Bruderliebe, wie er sie ein für allemal geübt hat (Joh. 13, 34), sie hält sich von aller Befleckung frei, wie er sie geheiligt hat (Eph. 5, 25), sie ist, in seiner Fürsorge geborgen, von aller Gier nach irdischem Besitz frei (Matth. 6, 25 ff.). Deshalb ist sie aber vor allem seiner Zukunft gewiß und damit gegen die Gefahr der Verwirrung durch fremde Lehre gefeit. Solch eine Predigt wird gewiß, zumal in ihrem Zentrum, Mahnung sein, aber alle Mahnung ist eingebettet in den Lobpreis der Gegenwart ihres Herrn,

zu der die Gemeinde durch die Predigt der Väter berufen ist und der sie jetzt für alle Zukunft gewiß sein kann.

Zu diesem Lobpreis aber rufen Wochenspruch und Wochenlied dieses Sonntags.

Martin Lippold, Schwerin

15. Sonntag nach Trinitatis: 1. Könige 17, 7—16

Zum Text:

Zur Textgestalt wäre auf einige Besonderheiten hinzuweisen, die aber für die Gesamtauslegung keine wesentliche Bedeutung haben. So ist in v 11 auffällig der Imperativ liqechi den man in „lah qechi = (er sprach) zu ihr :Bring mir“ aufzulösen vorgeschlagen hat. Die LXX reden in v 12, 13 und 15 von mehreren Söhnen der Witwe. In den Gesamtzusammenhang (vor allem v 17 ff) paßt diese Lesart schlecht hinein.

Zur Exegese:

Ohne Zweifel ist diese Perikope im Blick auf den Wochenspruch (1. Petr. 5, 7) und das Evangelium des Sonntages (Matth. 6, 24—34) gewählt worden. Das verleite aber den Prediger nicht, vorschnell in unserem Text das praktische Beispiel für das „Sorget nicht!“ Jesu aus dem Evangelium zu sehen. Dieser Text hat sein eigenes Gesicht, und es ist zunächst nötig, seine Aussage in dem ganzen Zusammenhang des Kapitels, ja vielleicht sogar der Elia-Geschichten zu sehen.

Es geht in den Elia-Perikopen um die Auseinandersetzung mit dem Baalismus. Denen, die von dem Baal Leben und fruchtbare Zeiten erwarten, verkündet Elia Gott als den Lebensspender. Im Namen dieses Gottes wirkt er. Schon sein Name („mein Gott ist Jahwe“) ist Bekenntnis zu Gott gegen den Baal. In besonderer Vollmacht tritt der Prophet den Menschen entgegen. Er kann von sich sagen, daß er vor Gott steht (17, 1), was sich in dieser Wendung nur noch einmal in Luk. 1, 19 findet, dort vom Erzengel Gabriel gesagt! Er spricht zu der Witwe, wie es sonst nur Gott tut: „Fürchte dich nicht!“ (17, 13). Er, der den Menschen Gottes Wort zu sagen hat, lebt selber ganz aus diesem Wort (17, 2. 8). Man muß sich das alles erst einmal vor Augen halten, ehr man an unseren Text näher herangeht.

Dabei sind zwei Dinge auffällig: Einmal geht das ganze hier erzählte Geschehen von dem Wort Gottes aus, das an Menschen ergeht. Gottes befehlendes Wort gilt Elia (v 8) ebenso wie der Witwe (v 13 f). Zum anderen steht alles auf dem Gehorsam, den diese Menschen dem an sie ergangenen Wort entgegenbringen (v 10. 15). Hier leben Menschen im Vertrauen auf ein Gotteswort, das sie erreicht. Bezeichnet man Elia als „den Propheten des ersten Gebotes“ (Voigt, „Der helle Morgenstern“ S. 246), so bedeutet das nicht nur, daß er diesen Gott gegen alle Götzen und Baalim als den „Herrn, den Gott Israels“ verkündet (v 14), sondern selber diesem Herrn „über alle Dinge vertraut“ und den anderen Menschen in dieses Vertrauen mit hineinruft. Das alles aber geschieht in einer menschlich gesehen ganz ungesicherten Lage — für Elia ebenso wie für die Witwe in Zarpeth. Diese Menschen erhält Gott nicht dadurch, daß er sie aus dem Gebiet der Dürre und Hungersnot herausführt in eine Gegend, die von der Katastrophe nicht betroffen ist, sondern er läßt sie mitten in dieser Welt. iDe Welt bleibt für sie die alte Welt, aber weil sie dem Gotteswort gehorchen, kommen sie darin nicht um. Daß diese Not wirklich bedrohende Not ist, wird in der Perikope sehr deutlich gesagt: Der Bach trocknet aus (v 7), und ohne Wasser kann auch Elia nicht leben; die Witwe sieht das Ende auf sich zukommen. Sie will mit den letzten zusammengekratzten Resten noch eine Mahlzeit bereiten, „damit wir essen und sterben“ (v 12). In diese Not spricht Gott sein Wort — nicht als eine Zauberformel, die mit einem Schlag alle Not behebt, sondern als eine Anrede, die Gehör und Gehorsam fordert. Und weil sie diesem Wort gehorchen, erfahren sie das, was Jesus im Evangelium mit den Worten sagt: „Sorget nicht für euer Leben . . . euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles bedürft“ (Matth. 6, 25. 32). So

zeigt Gott durch sein Wort diesen sterbenswilligen Menschen hier — und noch einmal Kap. 19, 4. 15 — einen Weg, um weiter leben zu können.

Zugleich wird hier aber auch deutlich, wie merkwürdige Wege Gott geht, um Menschen zu bewahren. Da muß Elia erst sechs Tage wandern, um dorthin zu kommen, wo Gott ihn haben will; da ist es ausgerechnet eine Witwe, zu der Elia gewiesen wird, weil der Herr dieser Frau geboten hat, den Propheten zu versorgen; da erfahren sie die Erhaltung ihres Lebens durch Gott mitten in dem Lande, das den Baal anbetet. Weil diese Menschen tun, was ihnen geboten wird, weil sie, wie die Witwe, das Letzte hingeben können im Vertrauen darauf, daß Gott die Sorge für ihr Leben übernimmt (v 15), erfahren sie eben auf diesem Wege, daß nicht der stumme Baal, sondern der Gott Israels, der Menschen führt und zu ihnen redet, der wahre Herr ist.

Die Menschen, die den ihnen gewiesenen Weg gehorsam gehen, hören auch Gottes Verheißungswort (v 9 f. 11). Dem tödlichen Mangel stellt Gott unerschöpfliche Fülle entgegen (v 14) — und das alles um des Gehorsams willen. Für solchen Glauben wird der nicht zur Neige gehende Mehltopf und der nicht verlegende Ölkrug zum Zeichen dafür, daß Gott inmitten aller Abkehr von ihm dennoch der erhält, der es ihm zutraut. Die Größe des Glaubens dieser Menschen liegt doch gerade darin, daß sie auch dann noch sich an Gott halten, als irdischen Möglichkeiten auf Erhaltung des Lebens zu Ende gehen (v 12).

Zur Predigt:

Hier liegt — auf die Predigt gesehen — die entscheidende Aussage des Textes für den Hörer heute. Nicht darum geht es, welche Möglichkeiten Gott hat, um einem Menschen zu helfen, sondern daß er sie hat — heute noch ebenso wie zur Zeit Elias. Dazu spricht er sein Wort, das zum Glauben rufen will und Gehör wie Gehorsam erwartet. Es widerfährt jedem Menschen in seinem Leben. Jeder hat es an seiner Stelle zu vernehmen, Elia am Bach Krith, die Witwe in Zarith, der Hörer der Predigt in seinem Leben. Hier aber geschieht das Wundersame: Solches Hören und Gehorchen macht den Menschen auch frei von aller Sorge um sein Leben, weil er aus diesem Wort erfährt, daß Gott da ist, dem er sich mit seinem ganzen Leben anvertrauen kann. Der Götze kann in den verschiedensten Weisen uns das Leben verheißten, in mancherlei Gestalt sich auch anpreisen, der Bestand unseres Lebens liegt allein bei Gott. Dessen will Gott uns gewiß machen. Eben darum ist nach Jesu Wort alle Sorge ein Zeichen der Gottlosigkeit (Mat. 6, 31. 32). Haben wir Gottes Wort, so haben wir in ihm den Gott auch unseres Leben.

Hellmuth Robscheit, Weimar

Michaelis: Offenbarung 12, 1—6. 13—17

Nur in wenigen Fällen wird der 29. September unmittelbar gottesdienstlich begangen werden. Nach agendarischer Ordnung können daher die Stücke des Michaelistages auf den vorhergehenden Sonntag verlegt werden. Es bleibt zu bedauern, daß die Zäsur des Michaelistages aus der Praxis des Kirchenjahres weithin verschwunden ist. Es ist zu besorgen, daß dadurch eine Verkümmern wesentlicher Züge gefördert wird: die endgeschichtliche Linie biblischer Verkündigung und die kosmische Weite, diese gesunde Überschreitung aller frommen Innerlichkeit, in die sich eingeschüchterter Christenglaube sturmsicher verkapseln möchte. Vom Michaelistag her ist der Charakter der kommenden Sonntage durch „Scheidung und Entscheidung“ gekennzeichnet. Dieser Tag erhält in diesem Jahr sein Gewicht dadurch, daß zu der Epistel Offb. 12, 7—12 als Predigttext der vorangehende und nächstfolgende Teil des Kap. 12 tritt. Gelesen wird also im Gottesdienst dieses ganze Schwerpunktkapitel der Offenbarung, gepredigt daraus die messianische Geburt und der Zorn des Drachens.

Das Kapitel will wiederholt in seiner atemberaubenden Bewegtheit gelesen sein, wenn es sich er-

schließen soll. Es ist ganz selbstverständlich, daß es in reichem Bezug zu den mythologischen Vorstellungen antiker Religionen steht. Es ist aber ebenso eindeutig, daß Johannes durch diese verschwommenen Sehnsüchte und Schrecknisse hindurchgreift und — ähnlich der glaubensnüchternen, darum überragend großen biblischen Schöpfungsgeschichte gegenüber den schwülstigen Urmythen der Religionen — mit einer unüberbietbaren Hoheit und Wahrheit das aufreißt, was alles Denken sprengt und erfüllt. Das ist nicht die Geschichtsschau eines Philosophen und nicht die Geschichtswissenschaft einer Zeitepoche, sondern das Wissen um die Übergründe der Geschichte. Es ist **Geschichtspredigt**. Weil es in dieser Predigt um den vom Ende her projizierten Sieg Christi geht, der uns auf Glauben stellt, darum gehört als notwendiger „Widersieger“ der Drache, die Schlange, der Satan hinzu. Nur in diesen Dimensionen ist der einzelne heutige Tag verständlich.

Für das Verständnis des Textes und damit die Gestaltung der Predigt ist es wichtig, sich nicht bei den Einzelheiten der Bilder mosaikhaft aufzuhalten — das führt zu fruchtloser Spielerei. Der Text muß in seiner Dynamik gefaßt werden. Das Wesen der einzelnen Bilder liegt darin, daß sie einzeln nicht zu fassen sind, nicht stille stehen, sondern im gedanklichen Zugreifen schon wieder durch das nächste Bild abgelöst werden. Das alles ist nicht zu denken, sondern zu sehen, nicht zu beschauen, sondern zu bewegen. Zeichen steht gegen Zeichen, Geschehen gegen Geschehen, Hoheit gegen Hoheit.

Im ersten Teil des Textes ist nicht das Weib die Hauptperson, nicht der Drache, sondern allein das Kind, das geboren wird. Es handelt sich um die messianische Geburt des Weltheilandes. Es ist seine Veröffentlichung. Der messianische zweite Psalm klingt auf. Die prächtige Schilderung des Weibes ist keine Glorifizierung der Maria. Wir brauchen nicht gegen die Himmelskönigin zu polemisieren, müssen aber die durch die Kunst verbreiteten Fehldeutungen im Auge haben. Wo sich in einem evangelischen Gotteshaus ein Altarbild dieser Gestalt befindet, muß ein klares Wort dazu gesagt werden. Die evangelische Deutung gibt Luthers „Lied von der heiligen christlichen Kirche aus dem 12. Kapitel der Offenbarung“:

„Sie ist mir lieb, die werthe Magd,
und kann ihr'r nicht vergessen.
Lob, Ehr und Zucht man von ihr sagt,
sie hat mein Herz besessen . . .“

Im letzten Vers heißt es:

„Das tut dem alten Drachen Zorn
und will das Kind verschlingen.
Sein Toben ist doch ganz verlor'n,
es kann ihm nicht gelingen:
Das Kind ist doch
gen Himmel hoch
genommen hin,
und lasset ihn
auf Erden gar sehr wüten.
Die Mutter muß gar sein allein,
doch will sie Gott behüten
und der recht Vater sein.“

Das Weib ist die Heilsgemeinde, die die Weihnachtsbotschaft durchgetragen hat. Nun wird das verborgene Geheimnis hineingegeben in die totale Öffentlichkeit. Mit gesteigerter Gewalt steht dagegen der Widersacher. Brutaler kann es nicht geschildert werden: Mit sämtlichen Machtinsignien versehen wartet der Drache wie die widersinnige Hebamme. Totaler kann die Macht Gottes nicht geschildert werden: Das Kind wird aus dieser Todesbedrohung zu Gott entrückt, das Weib in die Wüste, den anderen Ort der bewahrenden Nähe Gottes. Der Drache kommt überhaupt nicht zum Zuge. Das Geschehen setzt jede menschliche Prognose matt. Gott ist unberechenbar, nicht im Sinne totalitärer Willkür, sondern totaler Macht.

Im zweiten Bild des Predigttextes v. 13—17 wird nach dem Michaelskampf der Zornausbruch des altbösen Feindes geschildert. Das Weib, die Heilsgemeinde wird verfolgt. Wieder ist es müßig, den gewiß inter-

essanten mythologischen Zusammenhängen nachzugehen — Adlerflügel und Meerungeheuer sind dem AT nicht fremd, Jes. 40, 31; Jona. Die verborgenen Zeitangaben sind die „kurze Zeit“, um die der Satan weiß. „Meine Zeit und alle Zeit steht in Gottes Händen.“ Die Eine heilige christliche Kirche ist dem Zugriff Satans entzogen. So geht er an „die Übrigen“, die Christen auf Erden. Sie sind ebenso Kinder der Mutter, die das messianische Kind geboren hat, „gleichen Blutes“, aber eben noch die leidende Kirche, die Kirche unterwegs. Darum ist sie den Schlägen des Unheimlichen so beängstigend ausgesetzt. Darum muß sie täglich in unausweichlicher Realität die sechste und siebente Bitte im Vaterunser beten (Vorausblick auf die kommende Bibelwoche über das Vaterunser). Von diesem Text her lebt Martin Luthers Lied von der festen Burg. Es empfiehlt sich, dieses Lied in die Meditation stark hineinzunehmen. Manche Zeile, die uns „abgesungen“ erscheinen kann, bekommt neuen Klang. Der vierte Vers bündelt die Bilder des Textes (v. 17!).

Der Text beängstigt, weil die bewahrten Glieder — Kind und Weib — für uns nicht realisierbar erscheinen und wir durch die Wut des Drachen überschrien werden. Das Tor zur Urgewalt der Vernichtung ist aufgestoßen. Der Böse ist offenbart. Der Text macht gewiß, weil das Tor zur Urherrlichkeit der Herrschaft Gottes aufgestoßen ist. Das Zeugnis „Jesus Christus der Herr“ ist die umfassende Realität. Soviel die Christenheit dieses Zeugnis Jesu übt, hat sie teil, an seinem Sieg. Beides, Angst und Geborgenheit, liegt in Jesu Wort an Petrus, daß die Pforten der Hölle die Gemeinde nicht überwältigen sollen (Mt. 16, 18). Im letzten Wort der Abschiedsreden stehen entsprechend Angst und Trost nebeneinander (Jo. 16, 33).

Der Text stellt von Gott her folgende Tatsachen fest, die zu predigen sind:

Die Herrschaft Christi ist endgültig und wird offenbar. Sie umfaßt alles (Kol. 1, 15).

Die Gemeinde des Heils kann von keinem Zorn des Widerchristen angetastet werden. Sie wird auf Adlersflügeln getragen, während der Satan ausgestoßen ist (Lk. 10, 18).

Die Christenheit hat im erbarmungslosen Wutausbruch des Satans — Epg. 6, 12 — nur den Namen Jesu. Sie soll nicht mehr und nichts anderes suchen.

Zusammengefaßt: es geht um Wirklichkeit und Glauben, dargestellt in den Sätzen: Auf Glauben geworfen und im Glauben gewonnen. Als Christusfest ist die Farbe des Michaelstages weiß.

Günther Zahn, Eisenach

16. Sonntag nach Trinitatis: Apg. 12, 1—17

Zum Text:

- V. 1) Herodes Agrippa, der Enkel des großen Herodes, Günstling des römischen Kaisers Claudius, vereinigte in den Jahren 41—44 p. Chr. noch einmal Palestina unter seiner Regierung. Um seinen Thron zu festigen, wirbt er um die Gunst des Volkes und der jüdischen Priesterschaft. Die Christen können dabei keinen Schutz erwarten. Einzelne Führer der Urgemeinde werden gefangengenommen und dem Henker ausgeliefert.
- V. 2) Jakobus, der „Donnerssohn“, wird als erster Märtyrer das Opfer despotischer Willkür. Er wird enthauptet (Matth. 20, 23).
- V. 3/4) Herodes wütet weiter. Petrus, das Haupt der Urgemeinde, ist das nächste Opfer. Er wird verhaftet. Mit Rücksicht auf das Fest der ungesäuerten Brote (massot), das mit dem Passafest verbunden war, soll die Aburteilung nach den Ostertagen erfolgen. Unter besonders starker Bewachung wird Petrus ins Gefängnis geworfen.
- V. 5) Petrus hat eine betende Gemeinde im Rücken. Gebet und Bekenntnis sind die legitimen Waffen der christlichen Gemeinde.
- V. 6—11) Gott erhört Gebet. Seine Hilfe ist auch in dieser besonderen Situation noch wirksam, nicht selten im letzten Augenblick. Im Warten-Können liegt die Gabe der Bewährung und des Reif-

werdens. Nun kann man sogar noch ruhig schlafen! Gott sendet seinen Engel (5, 19, 12, 7). Petrus wird frei (Psalm 126, 1).

V. 12) Der gerettete Petrus unterrichtet persönlich die Gemeinde, die sich in Hauskreisen, bei der Maria, der Mutter des Johannes Markus, zum Gebet versammelt hat (12, 35 13, 5 u. 13 15, 37).

V. 13—16) Man hat in der Gemeinde das Wunder der Gebetserhörung nicht glauben wollen. Eher meint man, daß die Magd Rhode die Sinne verloren hat. Nun aber, da sie Petrus von Angesicht zu Angesicht sehen können, sind sie außer sich vor Freude.

V. 17) Petrus berichtet von seiner wunderbaren Errettung, trägt Grüße auf an die Brüder und begibt sich an einen anderen Ort. Wo Got so eindeutig an Petrus handelt, ist sein Weggang nicht Feigheit, sondern Gehorsam gegen Gottes Führung. Das ist zugleich Abschied der Apostelgeschichte von Petrus, der nur im 15. Kap. noch einmal erwähnt wird.

Zur Predigt:

In der Gemeinde Jesu Christ wechseln Schon- und Drangsalzeiten miteinander. Die Zeit, da die Christen beim Volk in Gunst standen (Apostelgesch. 2, 47), ist vorbei. Den bewährten Mitteln der Peinigung und der Qual, der Gefangennahme und der Todesstrafe hat die christliche Gemeinde „nur“ das Gebet und das Zeugnis entgegen zu setzen. Die Märtyrergestalten in den gotischen Schnitzaltären (oft gleiche Anzahl von Männern und Frauen!) sollen die Gemeinde in jedem Gottesdienst daran erinnern, daß ein Christ in der Nachfolge seines Herrn bereit sein muß, Opfer zu bringen. Das Lebensopfer des Jakobus und des Petrus ist von ungezählten in der Geschichte nachvollzogen worden bis auf den Tag. Der Jünger ist nicht über seinen Meister. Kreuz und Leiden sind aus dem Weg mit Christus nicht auszustreichen.

Solcher Weg mit Christus aber hat die Verheißung: Durch Kreuz zur Kron, durch Leiden in die Herrlichkeit. Menschen können allerlei vorhaben und sich vornehmen, Gott aber kann es, wenn es sein Wille ist, verhindern (Sprüche 16, 4). Eine betende Gemeinde ist zu allen Zeiten ein starker und reicher Trost. Die schottische Königin Maria Stuart fürchtete die Gebote von John Knox mehr als alle Heere der Welt. „Und hilft Gott nicht zu jeder Frist, so hilft er doch, wenn's nötig ist.“ Seine Hilfe kommt nie zu spät. Er ist ja bei uns auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben. Er erhört Gebet. Darum darf die Gemeinde Christi auch in den schwersten Anfechtungen ganz ruhig und getrost sein (Matth. 8, 24). „Gott weiß viel tausend Weisen zu retten . . .“, wo wir keinen Weg wissen. Und wo Gott seine Allmacht offenbart, werden wir zu allen Zeiten sein wie die Träumenden (Psalm 126, 1). Wenn Christen standhaft bleiben und alles ausgestanden ist, werden immer wieder „Lobgesänge in der Nacht“ erklingen, so wie damals in Jerusalem im Haus der Mutter des Johannes Markus, die trotz der schweren Verfolgungen ihr Heim für die Gemeinde Jesu offen hält (Psalm 107, 15 + 16).

Unser Kleinglaube ist so groß! „Ach, daß wir Armen nur so kleine Herzen haben!“

Christenmenschen kommen und gehen und vergehen. Das Evangelium von Jesus Christus bleibt. Menschenwort und Menschenwerk und Menscheneinfluß sind — wie der sterbliche Mensch — immer nur von kurzer Dauer. Gott aber und sein Werk bleibt herrlich wie am ersten Tag (vergl. den Wochenspruch: 2. Tim. 1, 10). Dazu die Epistel des Sonntags Eph. 3, 13—21: Wir werden darum nicht müde, auch nicht in Trübsalen. Gott kann nach seiner Kraft, die in uns wirksam ist, überschwinglich mehr tun, als wir erbitten und erdenken können. Ihn aber, dem Allmächtigsten, sei Ehre und Preis in der Gemeinde und in Jesus Christus über alle Geschlechter hinweg und durch alle Zeiten hindurch!

Werner Reinhold, Mittweida

17. Sonntag nach Trinitatis: 2. Petr. 1, 3—11

2. Petr. hat die Front gegen eine Bewegung, die wesentliche Merkmale der Gnosis des 2. Jhdts. trägt. Zeit und Heimat des Briefes zu bestimmen, ist nicht möglich. Er spricht weithin die Sprache seiner philosophischen Gegner und verwendet ihre Begriffe.

Unser Abschnitt ist der Briefeingang (also wohl nicht nur bis v. 4), „in dem die Leser an all das Große erinnert werden, das die göttliche Macht ihnen geschenkt hat“, und in dem sie ermahnt werden, „höchsten Eifer daran zu setzen, daß sie dem weltlichen Verderben entfliehen, sich bewähren und so Zugang zum ewigen Reich Christi erlangen“ (Feine/Behm, Einl. S. 244).

Zum Text:

1. Der Ruf Christi macht Menschen, die er trifft, reich. („Kalein“ — rufen — im NT als verbum efficax term. techn. für den Heilsvorgang; „theia dynamis“ — „göttliche Kraft“ ist bezeichnend für die griech. Religiosität.) Er schenkt ihnen, was sie brauchen, damit sich in ihrem Leben das eigentliche, unzerstörbare Leben („zoe“) verwirklicht, das Leben im Vertrauen auf die Gnade, im Gehorsam gegen den Willen Gottes, in der Erwartung des „neuen Himmels und der neuen Erde“, das Leben, dessen Krönung und Vollendung im Eingang in das ewige Reich Christi liegt.

2. Der von Christus so Beschenkte ist ein anderer Mensch geworden. Das Anderssein erweist sich in einer neuen „Erkenntnis“. („Epignosis“ — „Erkenntnis“ kann fast zum techn. Ausdruck für „Bekehrung“ werden.) Die „Erkenntnis“ des Christen beruht auf dem den Menschen umgestaltenden Ruf Jesu, also nicht auf menschlicher Spekulation („Gnosis“). Wenn bei „Erkenntnis“ dem Wortgebrauch nach das denkerische Moment im Vordergrund steht, so wird doch im NT stets vorausgesetzt, daß die neue Erkenntnis eine neue Lebenshaltung einschließt. Mit dem „Erkennen“ Jesu ist auch eine Verbindung mit ihm gegeben, ein In-Jesu-leben. Wir kennen Jesus als den Herrn der Herrlichkeit, als den, in dem die Wesensart, das Gottsein Gottes (arete) ans Licht getreten ist. Diese „Erkenntnis“ ist kein fester Besitz, sondern ein sich dauernd neu vollziehender Akt im Durchdenken, im Gehorsam und in der Hingabe an Christus.

3. Die Offenbarung der Herrlichkeit und des Gottseins Gottes in Jesus hat uns die große Verheißung gebracht, daß wir zu ihm gehören, „göttlicher Natur“ sind. („Physis“ — „Natur“, es ist tatsächlich ein Existenzwandel eingetreten!) Dadurch sind uns die Augen geöffnet für die „verderbliche Lust der Welt“. (Bauer, WB: „für die in der Welt infolge der Lust bestehende Verkommenheit“. — „phthora“ sonst „Vergänglichkeit“, „Zustand des Unterganges“; 1. Joh. 2, 16 f.) Das Verderben der Welt liegt in der „Lust“ (epithymia). In ihr erscheint der Mensch als der, der er in Wirklichkeit ist, und das umso mehr, als die „Lust“ mit der Gewalt des Unmittelbaren in ihm aufbricht. Die „Lust“ ist nicht auf das Sinnliche zu beschränken, sondern es gehört alles dazu, mit dem der Mensch sich selbst behaupten will. „Verkrampfte Selbstsüchtigkeit“. — Vermutlich liegt in dem Entronnensein (v. 4) nicht nur der Gedanke an eine abgeschlossene Handlung (vgl. v. 9); trotz des Aorist!), sondern auch an die bleibende, ständig zu erneuernde Absage an die „Lust“.

4. Es ist dabei nicht an Weltflucht gedacht, auch nicht an eine Askese, mit der man sich das Heil zu sichern meint. Vom Christen wird viel mehr gefordert, daß er „mit eigenem Kostenaufwand“ (so kann „epichoregates“ übersetzt werden) Frucht des Glaubens wachsen läßt, daß ihm sein Christsein Eifer und höchste Anstrengung kostet. Es ist nicht Sache des Christen, „träge zu sein oder dem Ruf Gottes schläfrig und lässig zu folgen.“ Und „es ist eine harte, unendlich beschwerliche Arbeit, die Verderbnis, die in uns liegt, abzulegen“ (Calvin).

5. Der Text zeigt, wie solche Glaubensfrucht aussieht; er nimmt dazu Begriffe, die z. T. ganz der hellenistischen Welt entstammen, z. B.: „Tugend“ (im

hellenist. Judentum fast Wechselbegriff für „Gerechtigkeit“) ist die Haltung, die der Christ im Leben und im Sterben zu bewahren hat. „Mäßigkeit“ (im NT sehr selten) muß hier als „Zucht“ verstanden werden. Bei „Geduld“ liegt der Schwerpunkt auf dem Ausharren und Standhalten. „Agape“ ist hellenistischem Denken fremd.

6. Wer sich im Glauben gehen läßt, zeigt, daß er seine Taufgnade (das ist eindeutig mit der Reinigung von den „vorigen Sünden“ v. 9 gemeint) nicht ernst nimmt oder vergessen hat und steht in der Gefahr, seines Heiles verlustig zu gehen (ptaio nach Bauer, WB mehr als „irren“ oder „sündigend“). Das hat praktische Folgen: Wer seinen göttlichen Anfang und Ausgangspunkt außer acht läßt, ist ein Mann, der einen geraden und festen Weg nicht zu gehen vermag, sondern von einer kläglichen Ungewißheit und Unsicherheit bestimmt ist (Lilje). Wer sich im Glauben übt, befestigt damit, was Christus an ihm getan hat. In dessen Leben werden auch Zweifel und Spott über das Ausbleiben der Herrschaft Christi (Kp. 3) nicht die Freude und Bereitschaft auf den Anbruch des ewigen Reiches Christi und auf den Zugang zu ihm schmälern können. Fassen wir zusammen: Der in dem neuen Sein des Christen zutage tretende Reichtum des Glaubens muß mit allem Fleiß mitten in einer glaubensfeindlichen Welt im Glaubensgehorsam bewährt und bewahrt werden.

Oder kürzer: Nur wer seinen Glauben lebt, wird seines Glaubens leben.

Zur Predigt:

Christen leben mitten in dieser von menschlicher „Gnosis“ geprägten Welt in der neuen Wirklichkeit, in die sie Gottes Ruf hineingestellt hat. Der Ruf Gottes, der sie dem Verderben entrisen hat, macht sie zu solchen, in denen Christus Gestalt gewinnt (Gal. 2, 20). Im Denken und in der Lebenspraxis stehen sie Gott und Welt in einer neuen Lebenshaltung gegenüber. Sie erkennen die Herrlichkeit Gottes in dem Kreuz Jesu Christi und die Verderbtheit der Welt in ihrer „Gnosis“, die die Selbstbehauptung des Menschen zur Grundlage hat. — Diese Lebenshaltung gilt es zu entfallen. (Darauf wird von Epistel und Wochenspruch her das Schwergewicht der Predigt liegen.) Träges, nachlässiges und faules Glaubensleben ist aufzuspüren. Auf seine Folgen (s. o. Zitat von Lilje) ist hinzuweisen (nicht pharisäerhaft!). Wie liegt da die Ursache für manche „verderbliche Lust“, für Glaubenszweifel und -Abfall! Die Glaubenspraxis darf nicht dem Selbstlauf überlassen bleiben. „Es kostet viel, ein Christ zu sein!“ Vielleicht denkt der Text an eine Art Wettstreit mit Idealen der gnostischen Weltanschauung. Ein gelebter Glaube wird auch ein Stück Verwirklichung echter humanistischer Tugenden darstellen. Wie werden z. B. „Haltung“, „Zucht“ und „Gottesfurcht“ heute aussehen müssen? Darüber hinaus wird der Glaube nicht Ruhe geben, bevor im Kreis der Glaubenden und im Umgang mit der „Welt“ etwas von der Liebe sichtbar wird, durch die Christus Menschen, Verhältnisse und Gemeinschaften erneuern will. — Der Prediger wird zur Einübung in den Glauben gegebenenfalls bestimmte, einige Anstrengung fordernde, aber nicht überfordernde Ziele stellen (z. B. für das Gebetsleben, für das Miteinander, für das Verhalten gegen die, die draußen sind).

Je ernster wir unseren Glaubenskampf führen, je mehr wir dem nachjagen, daß wir es ergreifen möchten (Phil. 3, 17), desto größer wird die Gewißheit, daß wir zu Christus gehören, desto größer wird auch die Freude und die Erwartung der Stunde, in der der Streit Austritten ist und der „neue Himmel und die neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt,“ angebrochen sind.

Es ist keine Werkgerechtigkeit und kein Perfektionismus zu predigen! Aber es wird mit Ernst davon gesprochen werden müssen, daß es keinen Glauben ohne Glaubensgehorsam gibt. Aller Glaubensgehorsam aber lebt von der in der Taufe zugesagten Vergebung der Sünden.

Heinrich Wallmann, Dresden